

(Nachdruck verboten.)

41. Schwärmer.

Roman von Rnut Samjun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.

Er war sicherlich ganz verrückt.

„Wenn Sie den Kopf still halten möchten, so käme ich besser vorwärts,“ sagte sie.

„Ich soll Sie also nicht ansehen dürfen. Hören Sie, Olga, sind Sie verlobt?“

Doch in dem Punkt war Olga nicht vorbereitet. Auch noch nicht so sonderlich alt und erfahren war sie, daß sie nicht dies und jenes hätte aus der Fassung bringen können.

„Ich? Nein,“ war ihre ganze Antwort. „Nun, glaub' ich, ist es ungefähr gut so. Nun muß ich's nur noch ein bißchen egal schneiden.“ Sie wollte ihm gut zureden, denn sie hatte ihn im Verdacht, daß er betrunken wäre.

Aber Rolandsen war nicht betrunken, sondern nüchtern; er hatte scharf gearbeitet die letzte Zeit, alle die fremden Watenmannschaften hatten dem Telegraphen viel Arbeit gemacht.

„Nein, nur nicht aufhören,“ bat er; „scheren Sie mich noch einmal rings herum oder noch zweimal, dann sind Sie gut.“

Olga lachte:

„Nein, das hat doch keinen Sinn.“

„Ei, Ihre Augen sind wie Zwillingsterne,“ sagte er.

„Und Ihr Lächeln umsonnt mich so herrlich.“

Sie nahm ihm das Tuch fort und bürstete ihn und sammelte die Haare vom Fußboden auf. Er warf sich nieder und half ihr dabei, ihre Hände trafen sich. Sie war ein junges Weib, ihr Atem strömte ihm zu, und es durchrieselte ihn heiß. Er ergriff ihre Hand. Er bemerkte, daß ihr Kleid am Hals mit einer gewöhnlichen Stecknadel zusammengeheftet war. Das sah recht ärmlich aus.

„Nein — warum tun Sie das?“ stammelte sie.

„Ich hab' keinen Grund. Ja, das heißt, danken will ich Ihnen für Ihre Arbeit. Wäre ich nicht fest und unlöslich verlobt, ich verliebte mich in Sie.“

Sie erhob sich mit den Haaren in den Händen, er lag noch auf der Erde.

„Sie verderben sich Ihre Kleider,“ sagte sie und ging zur Tür hinaus.

Als der Küster hereinkam, mußte Rolandsen wieder munter sein, er zeigte seinen kahlen Kopf vor und zog den Hut über die Ohren herunter, damit man sehe, daß er ihm jetzt viel zu groß war. Plötzlich sah er auf die Uhr, sagte, er müsse aufs Bureau, und ging.

Rolandsen ging in den Kramladen. Er bat, man möge ihm Büfennadeln vorlegen und Broschen, und zwar zu den höchsten Preisen. Er wählte eine imitierte Kamee und bat um Stundung der Bezahlung. Die erhielt er nicht, er schuldete ohnehin schon genug. Da nahm er eine billige agat-ähnliche Glasnadel und bezahlte sie mit seinen paar Schillingen. Und Rolandsen wanderte mit seinem Schatz von dannen.

Das war gestern abend gewesen . . .

Jetzt sitzt Rolandsen in seiner Kammer und kann nicht arbeiten. Er nimmt seinen Hut und geht vors Haus, um zu sehen, wer draußen im Wald an den Bäumen rüttelt. Er läuft direkt in den Machen des Löwen: Jungfer van Loos ist es, die ihm dies Zeichen gegeben hat und jetzt dasteht und auf ihn wartet. Hätte er nur seine Neugier bezähmt!

„Guten Tag!“ sagte sie. „Wie Du Dich ausstaffiert hast auf dem Kopfe!“

„Ich pflege mir das Haar im Frühling schneiden zu lassen,“ erwiderte er.

„Das hab' ich im vorigen Jahr besorgt. Diesmal war ich nicht gut genug dazu.“

„Ich mag nicht mit Dir streiten,“ sagte er.

„Nicht?“

„Nein. Und Du hast nicht hier zu stehen und am ganzen Walde zu rütteln, daß alle Welt Dich sieht.“

„Und Du hast überhaupt heute nicht hier zu stehen und zu spaßen,“ sagte sie.

„Du sollst ganz im Gegenteil unten am Wege stehen und

mir zuwinken mit einem Delzweig des Friedens,“ fuhr Rolandsen fort.

„Hast Du Dir das Haar selbst geschneitten?“

„Olga hat es getan.“

Ja, sie, die vielleicht einmal Friedrich Max's Weib würde, hatte ihm das Haar geschneitten. Er wollte das nicht geheim halten, im Gegenteil, ausposaunen wollte er es.

„Olga, sagst Du?“

„Was denn? Ihr Vater konnte doch nicht.“

„Du treibst es noch so weit, daß eines Tages alles entzwei geht zwischen uns,“ sagte Jungfer van Loos.

Eine Weile stand er und bedachte sich. „Vielleicht ist's auch das Beste,“ gab er zur Antwort.

Da rief sie: „Was sagst Du!“

„Was ich sage? Du verlierst im Frühling total den Kopf, sage ich. Sieh mich an, merkt man mir im Frühling die geringste Unruhe an?“

„Du bist dafür auch ein Mann,“ antwortete sie kurz. „Aber ich will mich nicht in das Getue mit Olga finden.“

„Ist das wahr, daß der Pfarrer reich ist?“ fragte er.

Jungfer van Loos wischte sich die Augen und war wieder praktisch und keck wie immer.

„Reich? Ich glaube, er ist arm wie eine Kirchenmaus.“

Eine Hoffnung versank für Rolandsen.

„Du solltest seine Garderobe sehen,“ fuhr sie fort. „Und dann solltest Du die Garderobe der Frau sehen. Sie hat ein paar Unterröcke, die . . . Aber ein unvergleichlicher Pfarrer ist er. Hast Du ihn predigen hören?“

„Nein.“

„Er predigt wie die besten Kanzelredner, die ich gehört habe,“ sagte Jungfer van Loos auf Bergensisch.

„Bist Du dessen sicher, daß er nicht reich ist?“

„Zedenfalls war er oben im Kramladen und hat sich Kredit geben lassen.“

Da verdunkelte sich für einen Moment die ganze Welt vor Rolandsens Blick, und er wollte gehen.

„Gehst Du?“ fragte sie.

„Ja, was willst Du eigentlich von mir?“

Also so stand es! Der neue Pfarrer hatte sie halbwegs wach gemacht, und sie hatte sich mit viel Sanftmut gewaffnet, doch ihre alte Natur brach wieder durch.

„Eins will ich Dir sagen,“ eiferte sie, „Du treibst es zu weit.“

„Gut,“ sagte Rolandsen.

„Du tust mir blutiges Unrecht.“

„Auch gut,“ sagte Rolandsen weiter.

„Ich halt' es nicht aus, ich mache ein Ende mit Dir.“

Wieder besann sich Rolandsen. Er sagte:

„Ich hab' einmal gemeint, es sollte für immer sein. Andererseits bin ich nicht Gott, ich kann nicht helfen. Tu, was Du willst.“

„Das soll ein Wort sein,“ sagte sie hitzig.

Am ersten Abend hier im Walde warst Du nicht so gleichgültig. Ich küßte Dich und hörte nichts von Dir als einen kleinen lieblichen Schrei.“

„Ich habe gar nicht geschrien,“ protestierte sie.

„Und ich liebte Dich mehr als das ganze Leben und dachte, Du würdest ein eigen, vornehm Ding für mich sein. Snyhm lala!“

„Kümmer' Dich nicht um mich,“ sagte sie bitter; „aber wie wird es nun mit Dir werden?“

„Mit mir? Weiß ich's. Was interessiert mich das.“

„Denn das mußt Du Dir nicht einbilden, daß aus der Sache mit Olga etwas wird. Sie wird Friedrich Max bekommen.“

Ich so, dachte Rolandsen, alle Welt mußte es ja. Gedankenvoll fing er zu gehen an, und Jungfer van Loos folgte ihm. Sie kamen auf den Weg unten und gingen weiter.

„Das kurze Haar steht Dir gut,“ sagte sie. „Aber wie schlecht es geschoren ist, gar nicht glatt geschoren.“

„Kannst Du mir dreihundert Taler leihen?“ fragte er.

„Dreihundert Taler?“

„Auf sechs Monate.“

„Ich würde sie Dir ja doch nicht leihen. Zwischen uns ist's vorbei.“

Er nickte und sagte: „Das soll ein Wort sein.“
 Doch als sie an die Hecke des Pfarrhofes hinunter-
 gekommen waren, wo Rolandsen umkehren mußte, sagte sie:
 „Leider habe ich keine dreihundert Taler für Dich; leb' wohl
 auf baldiges Wiedersehen.“ Als sie ein paar Schritte weit
 gegangen war, drehte sie sich noch einmal um und fragte:
 „Hast Du nicht noch mehr Wäsche, die ich Dir zeichnen soll?“
 „Wieso?“ antwortete er. „Seit damals hab' ich nichts
 Neues bekommen.“

Sie ging. Rolandsen fühlte eine Erleichterung und
 dachte: „Möchte es also das letzte Mal gewesen sein!“
 Am Gedenpfahl war ein Plakat angehängt, und
 Rolandsen las es, es war Handelsherr Mac's Plakat: Vier-
 hundert Speziestaler für Aufklärung des Diebstahls. Sogar
 dem Diebe selbst sollte die Belohnung zufallen, wenn er sich
 stellte.

„Vierhundert Speziestaler!“ dachte Rolandsen.

5.

Nein, die neuen Pfarrersleute waren nicht reich, sie
 waren eher alles andere als reich. Es war nur die arme, junge
 Frau, die von Hause so gedankenlose Patriziergewohnheiten
 mitgebracht hatte und so reichliche Dienerschaft haben wollte.
 Sie hatte denn auch selbst nichts zu tun, es waren keine Kinder
 im Hause, und Wirtschaften hatte sie nie gelernt, und so ver-
 fiel der kleine Kindsfopf auf allerlei drollige Narrenposen.
 Ein liebes, prächtiges Hauskruz, das war sie.

Du großer Gott, wie unverdrossen hatte der gute Pfarrer
 diesen komischen Kampf mit seiner Frau durchgeföhrt, um
 ihr ein bißchen Ordnung beizubringen, ein bißchen Umsicht.
 Vier Jahre lang hatte er vergebens mit ihr gearbeitet. Er
 las Fäden und Papiere von den Fußböden auf, setzte jedes
 Ding an seinen Platz, schloß die Türe hinter ihr, sah nach den
 Defen und schraubte an den Ventilen. Wenn die Frau aus-
 ging, unternahm er einen Rundgang durch alle Räume, um
 zu sehen, in welchem Zustande sie sie hinterlassen hatte: da
 lagen Haarnadeln hier und Haarnadeln dort, die Kämme
 waren voller Haare, Taschentücher trieben sich in allen Ecken
 umher, und die Stühle waren mit Kleidungsstücken besetzt.
 Der Pfarrer härmte sich und schaffte Ordnung. In seinen
 Junggesellentagen, als er in einer erbärmlichen Bude gehaust
 hatte, war er weniger heimatlos gewesen als jetzt.

Anfangs wirkte sein Bitten und Schelten, seine Frau er-
 kannte, daß er recht hatte, und versprach, sich zu bessern. Dann
 konnte sie früh am nächsten Morgen aufstehen und anfangen,
 Ordnung zu schaffen von oben bis unten; des Lebens Ernst
 hatte an dieses Kind gerührt und es geschüttelt: es sollte jetzt
 erwachsen sein, und das Kind war es bis zur Uebertreibung.
 Gleich darauf aber erlahmte sie wieder, und ein paar Tage
 später war das Haus in demselben Zustande wie vorher. Sie
 wunderte sich nicht im geringsten darüber, daß es nun wieder
 überall unordentlich aussah, sie war im Gegenteil erstaunt,
 wenn ihr Mann wieder anfing, ihr sein ewiges Mißfallen zu
 äußern. „Ich habe diese Schale umgestoßen und zertrümmert,
 sie kostet nicht viel,“ sagte sie. „Aber die Scherben liegen seit
 heute morgen da,“ antwortete er.

Eines Tages kam die Frau und erzählte, das Dienst-
 mädchen Oline müsse fort: das Dienstmädchen Oline hätte
 es gerügt, daß die Frau Pfarrer alle möglichen Sachen aus
 der Küche entnehme und sie liegen lasse, wo sie sie zuletzt ge-
 braucht habe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vorsicht.

Von G. de la Roche.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
 von Dr. Joseph John.

I.

Das Ankleidezimmer von Herrn Dupignon. Zehn Uhr früh.
 Herr Dupignon ist mit seiner Toilette beschäftigt. Seine Gattin,
 Juliette Dupignon, hängt — natürlich nur bildlich! — an seinen
 Lippen, um jede seiner Anordnungen sofort zur Ausführung zu
 bringen.

Dupignon: „Wieviel Uhr ist es?“
 Juliette: „Fünf Minuten nach zehn.“
 Dupignon: „Genau?“
 Juliette: „Zehn Uhr 4 Minuten 33 Sekunden. Du hast
 noch reichlich Zeit.“
 Dupignon: „Nicht soviel wie Du glaubst. Besonders mit

solch' einem Zbioten wie unsere Augustine . . . (schreit): Augustine!
 Wo bleibt mein warmes Wasser?“

Augustine (mit dem Kessel in der Hand vortretend): „Hier,
 gnädiger Herr!“

Dupignon: „Hat es auch ordentlich gekocht?“
 Augustine: „Der gnädige Herr braucht nur die Nasenspitze
 hineinzutauchen.“

Dupignon: „Lassen Sie Ihre abgeschmackten Scherze!
 . . . Nichts ist gefährlicher, als das Gesicht mit kaltem oder
 lauem Wasser . . . kurz mit Wasser, das nicht gekocht hat, zu
 waschen.“

Augustine: „Weshalb?“
 Dupignon: „Wegen der Bazillen. Kochendes Wasser tötet
 sie. Dann kann man davon einatmen so viel man will, ohne be-
 fürchten zu müssen, sich mit Typhus oder irgend einer anderen
 schrecklichen Krankheit zu infizieren. Haben Sie verstanden?“

Augustine: „Rein, gnädiger Herr.“
 Dupignon: „Ist auch nicht nötig. Gehen Sie jetzt! . . .
 Juliette, nähe mir einen Knopf an die Weste!“

Juliette: „Gern, mein Freund.“ (Sie stürzt sich auf die
 Weste und beginnt zu nähen. Inzwischen hat Dupignon das Wasser
 in die Schale gegossen und sein Gesicht hastig hineingesteckt.)

Dupignon: „Aach! . . . Dooh! . . .“
 Juliette: „Was hast Du denn?“

Dupignon: „Ich habe mich verbrüht!“
 Juliette: „Wahrhaftig! . . . Du Aermster! . . . Du siehst
 ja aus wie ein gesottener Krebs!“

Dupignon: „Schnell! Del! Bestreiche mir das Gesicht mit
 Del! . . . Die garstigen Bazillen soll der Teufel holen! Wenn ich
 nicht gezwungen wäre, beständig vor ihnen auf der Hut zu sein,
 würde ich mich nicht verbrannt haben!“

Juliette: „Freilich . . . aber die Antiseptik vor allem!“

II.

Auf der Straße. Dupignon winkt einer Droschke.
 Dupignon: „Kutscher! . . . Geda, lieber Freund!“
 Der Kutscher hält. Dupignon und Juliette steigen ein und
 setzen sich.

Juliette: „Findest Du nicht, daß es hier im Wagen so
 merkwürdig riecht?“

Dupignon: „Ja . . . Zum Teufel! Ich weiß, wonach es
 riecht!“

Juliette: „Aum, wonach denn!“
 Dupignon: „Nach Mikroben!“

Juliette (erschreckt): „Nach was für welchen?“
 Dupignon: „Nach gefährlichen Mikroben! . . . Warte mal,
 ich öffne . . .“

Juliette: „Doch nur das rechte Fenster?“
 Dupignon: „Nein, auch das linke. Frische Luft ist das
 Haupterfordernis, um diese ekelhaften Mikroben zu vertreiben!“

Juliette: „Aber wir sitzen ja im schönsten Zugwind!“
 Dupignon: „Ganz egal! Vor allen Dingen müssen wir
 uns von den Mikroben befreien.“

Juliette (nieselnd): „Aber draußen ist eine Hundekälte . . .“
 Dupignon: „Ausgezeichnet! Um so leichter ist der Kampf
 gegen die Mikroben.“

Juliette: „Ich werde mir vielleicht den Tod dabei holen!“
 Dupignon: „Besser, sich vielleicht den Tod holen, als
 Mikroben, welche einem ganz sicher den Tod geben!“

Juliette: „Ich begreife nicht —“
 Dupignon: „Aber ich begreife! . . . (nieselnd) Meine Er-
 kältung habe ich weg. Aber ganz gleich — die Antiseptik, verstehst
 Du, vor allem!“

III.

Boulevard des Italiens. Nachdem sie ihre Besorgungen ge-
 macht haben, kehren Herr und Madame Dupignon Arm in Arm
 nach Hause zurück.

Juliette: „Welch reizende Promenade! Der Himmel ist
 blau, die Blätter sind grün . . . Alles das verjagt einen in rosige
 Laune . . .“

Dupignon: „In der That, Paris ist eine ganz nette
 Stadt.“

Juliette: „Sag': eine einzige Stadt!“
 Dupignon: „Und man würde mit Vergnügen darin wohnen,
 wenn man nur atmen könnte!“

Juliette: „Du kannst nicht atmen? Wer hindert Dich
 daran?“

Dupignon: „Die Bazillen!“
 Juliette: „Schon wieder?“

Dupignon: „Wenn Du diese Frage wie ich studiert hättest,
 würdest Du wissen, welch' zahllose Gefahren unserem Körper von
 jenen kleinen Lebewesen drohen. Man kann gar nicht vorsichtig
 genug sein! Wenn ich zum Beispiel spazieren gehe, bemühe ich mich,
 so wenig wie möglich zu atmen.“

Juliette: „Dann kann das Spaziergehen wohl kaum
 Vergnügen bereiten.“

Dupignon: „Nein. Aber ich muß mich erhalten für mein
 Vaterland, für Dich, für die Kinder, die wir vielleicht noch haben
 werden, für mich . . . Wir gehen in diesem Moment gerade an
 einem Straßenthrer vorüber; Du siehst, ich halte den Atem an.“

Pause. Dupignons Physiognomie verändert sich. Seine Wangen blähen sich auf. Seine Augen drohen ihre Höhlen zu verlassen.
 Juliette (erschrockt): „Théophile, Du bist ja ganz rot!“
 Dupignon (nickt schweigend mit dem Kopf.)
 Juliette: „Théophile, Du bist ja schon blau! Um Gotteswillen! Atme, Liebster, atme!“
 Dupignon läuft voraus, um sich der von dem Straßenkehrer aufgewirbelten Staubwolke zu entziehen.
 Dupignon (ersticht): „Juliette!“
 Juliette: „Was, Liebster?“
 Dupignon: „Ich kann nicht mehr!“
 Juliette: „Ich glaub's schon. . . Du hast ja fast zwei Minuten den Atem angehalten!“
 Dupignon (keuchend): „Musste ich. Oder hätte ich lieber tausende von Bazillen einatmen sollen, die in mir die Keime der schrecklichsten Krankheiten entfaltet haben würden?“
 Juliette: „Ja, aber ich habe sie doch eingeatmet?“
 Dupignon: „Umso schlimmer für Dich! . . . Pass' mal auf, ob Du Dir nicht irgendeine tödliche Krankheit geholt hast! Wenn ich eines schönen Tages Wittwer sein werde, wirst Du an meine Worte denken, daß man im Leben nie vorsichtig genug sein kann! Das heißt . . . nämlich . . . ich . . . Gott! wie wird mir denn mit einmal?“
 Juliette: „Du wankst!“
 Dupignon: „Ja. . . ein Schwindel. . . Juliette, halte mich!“
 Juliette: „Himmel! Mit Deiner übergroßen Vorsicht wirst Du noch mal einen Schlaganfall kriegen!“
 Dupignon (öffnet mit zitternden Händen Krawatte und Kragen): „Möglich! Aber ich werde mit dem tröstlichen Bewußtsein sterben, daß ich stets die Regeln der Antiseptik hochgehalten habe!“
 Er bleibt eine halbe Stunde erschöpft auf einer Bank sitzen, indem er gleich einem Fisch auf dem Trockenen von Zeit zu Zeit den Mund öffnet.

IV.

Eine Stunde später. Dupignon hat sich vollständig erholt. Seine Wangen haben ihre rosige Farbe, sein Herz den normalen Rhythmus wiedererhalten.
 Juliette: „Nun, Schatz, geht's besser?“
 Dupignon: „Ja. . . Aber ich habe einen Durst!“
 Juliette: „Willst Du nicht ein Glas Bier trinken?“
 Dupignon: „Um keinen Preis! . . . Das Bier in den öffentlichen Lokalen repräsentiert Reinkulturen von Bakterien. Sie schänten es in schlechtgereinigte Gläser ein, sie berühren es mit ihren unsauberen Händen!“
 Juliette: „Aber wenn Du doch vor Durst vergehst?“
 Dupignon: „In der Tat, mir ist der Mund wie ausgetrocknet!“
 Juliette: „Na also!“
 Dupignon: „Nun, ich werde einmal gehörig ausspucken.“
 Juliette: „Tu' das, Liebchen!“
 Dupignon: „Aber nicht aufs Trottoir. Das ist verboten.“
 Juliette: „Warum?“
 Dupignon: „Wegen der Bakterien. Der Polizeipräsident hat befohlen, man soll auf den Fahrbaum spucken.“
 Er spuckt in weitem Bogen aus und trifft einen elegant gekleideten Herrn, der gerade vorüberfährt.
 Der Herr (wütend): „Solch eine Schweinerei! Idiot!“
 Dupignon (wie vom Donner gerührt): „Der Minister, der mir die akademischen Palmen geben sollte!“
 Juliette: „Das ist ja heute ein wahrer Unglückstag!“
 Dupignon: „Allerdings, aber — die Antiseptik, verstehtst Du, vor allem!“

Kleines feuilleton.

er. Das neue Kleid. „Gnädige Frau kämen gleich,“ sagte die Jose, „die Herrschaften möchten nur immer im Salon Platz nehmen, gnädige Frau sei bloß bei der Anprobe, die Schneiderin mühte aber gleich fertig sein und gehen.“
 Die „Herrschaften“ ließen sich mit einer herablassenden Kopfbewegung in die weichen tiefen Polsteressel fallen. Frau v. Burg saß steif, kergengrade, ohne sich zu rühren, ihre Schwester trommelte in leichter Nervosität auf dem Tisch und tuschelte hinter der vorgehaltenen Muffe: „Anprobe? Schon wieder mal? Das ist ja ungläublich. Was mag sie sich denn schon wieder machen lassen?“
 „Wahrscheinlich ein neues Kleid.“
 „Wahrscheinlich!“ Die andere lachte höhnisch. „Na ja, sie hat ja auch nichts anzuziehen! Daß Better Erich das duldet ist unerhörl!“
 „Hat der überhaupt was zu dulden? Der kann ja froh sein, wenn er geduldet wird.“
 „Ja, das Schaf!“ Die Schwester trommelte noch etwas nervöser auf dem Tisch herum.
 „Ich möchte aber auch wissen, was sie sich eigentlich machen läßt, sie hat doch wohl 'n halbes Duzend Kleider für jede passende und unpassende Gelegenheit.“
 „Nun, wir werden ja hören, sie kommt.“
 „Tawohl, da wär' sie ja! Wir haben Dich doch nicht gestört, liebe Alma?“

Frau v. Burg ging ihrer eintretenden Cousine mit einem h. z. zaubernden Lächeln entgegen.
 „Aber bewahre, wie ich mich freue, Euch zu sehen!“ Frau Alma schüttelte ihnen die Hände. „Warum habt Ihr nicht gleich abgelegt? Wir trinken doch Kaffee zusammen?“
 „Nein, nein, auf keinen Fall; wir wollten nur auf ein Bierle ständchen vorprechen, wir haben gar keine Zeit.“
 „Dann müht Ihr aber wenigstens ein Glas Wein trinken.“ Frau Alma drückte auf die Glode und das Mädchen brachte Kates und eine Flasche Bordeaux.
 „Und Du hattest Anprobe?“ fragte Frau v. Burg. „Was wird es denn Schönes?“
 „Nun, ein Gesellschaftsleid,“ lachte Frau Alma, „eins für nächsten Mittwoch. Da haben doch Geheimrat Bergers Souper.“
 „Ach ja, richtig, das kommt ja auch noch.“ Frau v. Burg tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn.
 „Ich seid doch auch da?“ fragte Frau Alma.
 Frau v. Burg seufzte etwas. „Wir werden wohl müssen, aber sonst im allgemeinen, weißt Du, viel Lust habe ich nicht. Immer diese Einladungen, man kommt ja gar nicht mehr zu sich selber: Juristenball, Alpenfest, Diner bei Mühlers, Vasar für die Kindertruppen, wieder Ball, das Souper am Mittwoch, Kostümfest, na, ich sage, ich komme keine Nacht vor vier zu Bett.“
 „Nun, wir auch nicht,“ lachte Frau Alma. „Dafür ist Saison.“
 „Und eigentlich ist es doch amüsant,“ fügte die Schwester hinzu. „Man taumelt so von einem Vergnügen ins andere. Ich liebe die Saison.“
 „Na, ich auch!“ Frau Alma sicherte vergnügt. „Es ist die amüsanteste Jahreszeit. Und wenn man nachts aufbleibt, schläft man am Tage aus. Ich bin heute erst um zwölf aufgestanden.“
 „Wir trinken auch alle Morgen unsere Schotolade im Bett,“ erzählte Frau v. Burg.
 „Du hast uns aber noch immer nicht gesagt, was Du Dir nun eigentlich arbeiten läßt,“ warf die Schwester ein.
 „Nun, was werde ich mir denn arbeiten lassen? Ein hellblaues Tuchleid mit Spitzen besetzt. Es wird sehr was Kompliziertes, aber sehr elegant.“
 „Ja, das glaube ich.“ Frau v. Burg nickte. „Ich denke aber, Du wollest das schwarze Sammetleid anziehen?“
 „Ja, das wollte ich ja erst; ich habe es mir aber doch anders überlegt, ich habe das schwarze schon zweimal angehabt. Na, und da bin ich vorgestern einfach zu meinem Lieferanten gefahren und habe mir das blaue bestellt.“
 „Vorgestern erst?“ Die beiden Damen riefen es wie aus einem Munde.
 „Ja, vorgestern. Was ist denn dabei?“
 „Und das bekommst Du bis Mittwoch?“
 „Ich habe es sogar schon zu Montag bestellt, weil ich meine Sachen gern früher im Hause habe. Wenn nicht pünktlich geliefert wird, nehme ich das Kleid nicht, das ist ihm von vornherein gesagt worden.“
 „Schließlich sind ja auch noch drei Tage Zeit bis dahin,“ meinte Frau v. Burg.
 „Aber der eine ist ein Sonntag,“ warf die Schwester ein, „und der Mann hat doch auch noch mehr zu tun.“
 „Ob er das hat! Er ist ja der begehrteste Schneider!“ Frau Alma lachte. „Na, er hat ja seine Schneidermädchen, die laß nur nähen, die müssen auch am Sonntag arbeiten.“
 „Ich möchte aber trotzdem wissen, wie sie das fertig bringen. Sie haben ja doch schon genug zu tun, und nun noch ein elegantes Kleid in vier Tagen!“
 „Nun, sie arbeiten die Nächte durch,“ meinte Frau Alma obenhin. „Die Probiermamsell erzählte mir eben, sie kämen fast keine Nacht zu Bett.“
 „Ja, das ist ja gerade wie bei uns,“ lachte Frau v. Burg.
 „Nicht wahr? Das hab' ich dem Fräulein auch gesagt,“ sicherte Frau Alma. „Wir tanzen und die nähen! Ja, ja, die Saison! Darf ich Euch noch einmal Wein eingießen?“ —

Aus dem Tierleben.

th. Ueber die Verbreitungsart der Trichinenembryonen im menschlichen Körper gingen, seit der Entdeckung dieser gefahrbringenden Parasiten im Jahre 1833 durch den englischen Forscher Hilton, die Ansichten der Naturforscher und Aerzte weit auseinander. Bekanntlich unterscheidet man zwei verschiedene Entwicklungsformen der Trichinen: die geschlechtsreife Darmtrichine und die in einem Ruhezustande befindliche eingekapselte Muskeltrichine. Die Muskeltrichine findet sich in den Muskeln von Schweinen, Ratten, Mäusen, Hunden, Kaninchen und vor allem auch beim Menschen und liegt hier in einer ovalen, zitronenförmigen Kapsel von 0,5 bis 0,6 Millimeter Länge eingeschlossen. Ein geübter Beobachter vermag also diese weißlichen Kapseln gerade noch mit bloßem Auge zu erkennen. Betrachtet man eine solche Kapsel unter dem Mikroskop, so erblickt man darin einen kleinen einen Millimeter langen spiralförmig aufgerollten Wurm, die Muskeltrichine. Das Tier unterscheidet sich von der Darmtrichine nur dadurch, daß seine Geschlechtsorgane noch ganz schwach entwickelt sind. Zur Erlangung der Geschlechtsreife muß nun die Muskeltrichine erst in den Darmkanal eines anderen Weichtieres gelangen, was beispielsweise dadurch geschieht, daß ein Mensch trichinöses Schweinefleisch roh oder nicht

genügend gekocht ist. Durch die Einwirkungen des Magenfaftes werden die Kapseln verdaut, die Trichinen werden frei und wandern in den Darm. Hier wachsen die Tiere erheblich heran und erlangen bereits nach wenigen Tagen die Geschlechtsreife. Nach der Befruchtung dringt jetzt das Weibchen in die oberflächliche Schicht der Darmgotten ein und bringt hier im Laufe eines Monats etwa 10 000 lebende Junge zur Welt. Nach Ablage der jungen Brut sterben die Muttertrichinen bald ab.

Es bildete nun bis heute immer einen Streitpunkt, auf welche Weise die neugeborenen Trichinen an ihren Bestimmungsort, die Muskulatur, gelangten. Während die eine Richtung annahm, daß die Embryonen selbständig durch das Bindegewebe zu den Muskeln wanderten, behaupteten andere ebenso bestimmt, die Verbreitung geschähe passiv vermittelst des Blutstromes. Nach dieser letzteren Anschauung dringen also die jungen Trichinen gleich nach ihrer Geburt in die Lymphgefäße des Darmes ein, gelangen von hier aus in die Blutgefäße und werden nur durch den Blutstrom bis zu den feinsten Verzweigungen der Ader, den sogenannten Capillaren getragen, von wo aus sie unmittelbar in die Muskulatur eindringen. Ein schwerwiegender Einwand gegen die Lehre von der Verbreitung der Embryonen durch den Blutstrom war der Umstand, daß es bisher fast niemals gelungen war, Trichinen im kreisenden Blute nachzuweisen. Es ist nun das Verdienst von Stäubli, in einer kürzlich erschienenen Arbeit durch ganz einwandfreie Experimente den jahrzehntelangen Streit zugunsten der Blutverbreitungstheorie entschieden zu haben. Die früheren Untersuchungen begünstigten sich damit, das Blut erkrankter Tiere direkt unter dem Mikroskop zu untersuchen, und dieses ist wohl allein der Grund, daß die Ergebnisse immer negativ ausfielen. Denn nähmen wir auch an, es kreisten gleichzeitig viele Hunderte dieser winzigen Embryonen im Blute, so verteilt sich diese Zahl selbst bei einem so kleinen Tiere wie einem Kaninchen oder Meer-schweinchen doch auf etwa 30 bis 40 Kubikzentimeter Blutflüssigkeit. Vergewaltigen wir uns nun, daß in einem Kubikmillimeter Blut mehr als 4 000 000 rote Blutkörperchen enthalten sind und daß die Trichinenembryonen nach der Geburt nicht einmal die Größe eines Blutkörperchens besitzen, so ist es klar, daß nur ein glünstiger Zufall einem diese winzigen Eindringlinge finden lassen kann. Von dieser Erwägung ausgehend, entnahm Stäubli in der Thatlose einem erkrankten Meer-schweinchen direkt aus dem Herzen eine größere Menge Blut und vermischte dieses mit drei Prozent Essigsäure. Hierdurch werden die roten Blutkörperchen zerstört und eine Gerinnung verhindert. Das derart vorbehandelte Blut wurde nun in eine sogenannte Zentrifuge gebracht (einem ähnlichen Apparat, wie er zum Ausschleudern des Honigs oder in größeren Meiereien zur Butterbereitung Verwendung findet) und längere Zeit ausgeschleudert. Es entstand dadurch dann ein Bodensatz, der fast ausschließlich aus weißen Blutkörperchen und den solange vergeblich gesuchten Trichinenembryonen bestand. Damit war also der Beweis geliefert, daß in der That der Blutstrom der Verbreitungsweg der Trichinen ist.

Meteorologisches.

ge. Die Temperaturumkehr im Winter. Seitdem das aeronautische Institut, jetzt in Lindenbergl, tägliche Drachen- oder Ballonaufstiege veranstaltet, werden die von den registrierten Instrumenten verzeichneten Temperaturen, Feuchtigkeitszustände u. in höheren Luftschichten auch einem breiteren Publikum durch Druck zugänglich gemacht, und dabei werden auch gelegentlich merkwürdige Umstände diesem weiteren Leserkreise bekannt, die bisher nur von Meteorologen gekannt waren. Dazu gehört vor allen Dingen die interessante Temperaturumkehr im Winter. Im allgemeinen nimmt die Temperatur ab, je höher über den Spiegel des Meeres man sich erhebt; auf hohen Bergen liegt auch im schönsten Sommer Schnee und Eis und die Vegetation nimmt auch in Tropenregionen einen mehr polaren Charakter an je höher im Gebirge die Pflanzen wachsen; so kann man bei gewissen Bergen beim allmählichen Aufstieg förmlich ein senkrechtes Abbild der Vegetationsreihe beobachten, wie sie sonst in horizontaler Aufeinanderfolge vom Äquator nach dem hohen Norden einander ablösen. Die Ursache davon ist, daß unsere Atmosphäre einen schlechten Wärmeleiter bildet und die uns von der Sonne zugestrahlte Wärme hindert, in den Weltraum hinauszustrahlen; je weiter man sich nach oben bewegt, einen um so dünneren Luftmantel hat man nur noch über sich, und um so leichter kann natürlich auch die Wärme weggehen, so daß eben deshalb die Temperatur mit der Höhe abnimmt. Eine Ausnahme von dieser Regel haben wir nun im Winter dann, wenn auf der Erdoberfläche infolge der tiefen Temperatur Eis liegt. Dieser Zustand herrschte z. B. am Mittwoch, den 3. Januar. Am genannten Tage lag die Temperatur in Berlin noch mittags 2 Uhr, also wenn sie ihren höchsten Stand erreicht, unter dem Gefrierpunkt, und die Eisbahnen waren ja auch im schönsten Betrieb. Am gleichen Tage verzeichnet nun das aeronautische Observatorium als Ergebnis des von 8—10^{1/2} Uhr vormittags stattgehabten Drachenaufstiegs: In dieser Zeit betrug die Temperatur in der Station selbst, zu ebener Erde (die Station liegt auf einem Hügel, 122 Meter über dem Meerespiegel) —12^{1/2} Grad Celsius; in der Höhe von 500 Meter nur noch —2,1 Grad Celsius,

in 1000 Meter hatte sie sich über den Gefrierpunkt erhoben und betrug +1,1 Grad Celsius, in 1500 Meter Höhe gar +2,9 Grad, um erst von da an allmählich wieder abzunehmen: bei 2000 Meter Höhe wurde +1,1 Grad verzeichnet, in 2470 Meter, dem höchsten auf diesem Drachenaufstieg erreichten Punkt, —0,7 Grad C. Solche Erscheinungen mögen dem aufmerksamen Laien auffallen, den Fachleuten sind sie schon so bekannt und gewohnt, daß auch ihre Gründe festgestellt werden konnten. Die unmittelbar über der Erde liegende und sie berührende Luftschicht nimmt von dem Eis, auf dem sie gelagert ist, eine sehr tiefe Temperatur an, und zwar eine beträchtlich tiefere, als ihr nach den Einstrahlungs- und Ausstrahlungsverhältnissen der Atmosphäre zur gleichen Zeit eigentlich zukäme. Infolge der schlechten Wärmeleitfähigkeit der Luft dringt weder diese tiefe Temperatur der unteren Schichten nach oben, noch die höhere der oberen Schichten nach unten, und die Folge ist eben die Erscheinung, daß es unten kälter ist als oben. Es bedarf, um eine merklige Temperaturumkehr festzustellen, nicht einmal der Höhenunterschiede von mehreren hundert Metern; auf dem Dache des meteorologischen Instituts auf dem Telegraphenberg bei Potsdam, etwa 80 Meter über dem Erdboden, hat man in Wintersonnenzeit schon Temperaturen gemessen, die 5 Grad und mehr über der des Gartens waren.

Humoristisches.

— Uebertriebene Aengstlichkeit. Herr Sekretär Schnill war bei einem Kollegen zu Tische geladen. „Na, was gab's denn?“ fragt ihn tags darauf ein Bekannter. „Ach,“ antwortet Schnill, „Braten mit Schwämmen! . . . Von den Schwämmen hab' ich mich natürlich nicht getraut zu essen — der Herr Kollege hatte sie selber gesucht, und ich bin ein Vorkmann von ihm!“

— Ein guter Kerl. Buchhalter: „. . . Wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen, ruß ich einen Dienstmann, der Sie hinauswirft!“

Hausierer: „Ach, dann seien Sie aber so gut und nehmen Sie den von der Ecke der Nebenstraße — der ist mit mir verwandt und hat 'ne große Familie!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Ein Rückgang des technischen Studiums ist in diesem Winterhalbjahr auf sämtlichen technischen Hochschulen Deutschlands festgestellt worden. Die Zahl der eigentlichen Studierenden ist in Hannover um 167, in Stuttgart um 37, in Braunschweig um 37 zurückgegangen. Die Gasthörer haben nur in Berlin um 21 und in Stuttgart um 19 zugenommen.

— Gorlis Drama „Kinder der Sonne“ wird noch im Laufe dieses Monats im Kleinen Theater in Szene gehen.

— Felix Mottl wird bei den diesjährigen Bayreuther Festspielen den „Tristan“ dirigieren.

— Der Termin für die Konkurrenz auf das beste Opernlibretto, für die Sogno Preise von 25 000 und 10 000 Lire ausgesetzt hat, ist dieser Tage abgelaufen. Es sind im ganzen 555 Arbeiten eingegangen. Zu Preisrichtern wurden ernannt: Giacomini, Orvieto, Novetta, Staccetti und Arigo Boito.

— In den Ateliers der Schülerwerkstätten für Kleinplastik, W. 30, Landsbutterstr. 38, findet im Januar ein Vortragshyllus mit Demonstrationen, Ausstellungen und Lichtbildern statt. Es werden sprechen: Bildhauer Albert Reimann über „Das Kunsthandwerk im Lichte unserer Zeit und seine Techniken“ (9. und 23. Januar), Professor Dr. Reinhold Freiberger v. Lichtenberg über „Kleidung, Haartracht und Schmuck der Frau im Altertum“ (15. und 29. Januar), Dr. Ernst Jaffe über „Geschichte und Technik der Gläser und der Feinkeramik“ (17. und 31. Januar). Das Honorar für den ganzen Zyklus beträgt 5 M.

— Zur Bekämpfung der Krankheiten, die bei landwirtschaftlichen, gärtnerischen und forstlichen Kulturpflanzen auftreten und von wirtschaftlicher Bedeutung sind, soll für das Gebiet des preussischen Staates eine besondere Organisation ins Leben gerufen werden. Sie soll den Land- und Forstwirtschaften in weitestem Maße es ermöglichen, über das Auftreten solcher Krankheiten und über Mittel und Wege zu ihrer Bekämpfung sich rechtzeitig zu unterrichten. Die Organisation soll sich in Haupt-sammelstellen, Sammelstellen und Sammler gliedern. Die Beobachtungen werden alsdann jährlich von der biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Dahlen bei Steglitz in einem zusammenfassenden Berichte statistisch bearbeitet werden. Für das Gebiet des Staates ist je ein besonderer Beobachtungsdienst: a) für die Krankheiten an Kulturpflanzen der Landwirtschaft und des Gartenbaues mit 12 Haupt-sammelstellen und b) für die Krankheiten an Kulturpflanzen der Forstwirtschaft mit 2 Haupt-sammelstellen herzustellen.